

Männlichkeit und Sorge

Simon Bohn, Kevin Stützel, Diana Lengersdorf

Die Übernahme von unbezahlter sowie bezahlter Sorgearbeit durch Männer ist nicht nur aus einer Gleichstellungsperspektive, sondern auch in Anbetracht der sich verschärfenden Care-Krise von Bedeutung. Gerade in der aktuellen Corona-Pandemie gewinnt die Frage an Brisanz, *wer aus welchen Motiven und unter welchen Bedingungen* gesellschaftlich notwendige Betreuungs- und Sorgeaufgaben übernimmt. Die geschlechtliche Arbeitsteilung, welche sich im Zuge der Durchsetzung kapitalistischer Produktionsweisen und mit der Herausbildung des Ideals der bürgerlichen Kleinfamilie verstärkt hatte, ist spätestens seit den 1960er-Jahren zunehmend in die Kritik geraten. Ihr Bedeutungsverlust geht mit Krisenerscheinungen kapitalistischer Ökonomien einher, die sich nicht nur in Phänomenen individueller, sozialer und ökologischer Erschöpfung bemerkbar machen, sondern tiefgreifende Irritationen vergeschlechtlichter Subjektivierungsweisen zur Folge haben. So hat etwa die Erosion des Einverdienermodells unter Bedingungen der Prekarisierung von Arbeit die normative Figur des männlichen Familiernährers und die Grundlagen hegemonialer Männlichkeitskonstruktionen nachhaltig irritiert. Die zunehmende Arbeitsmarktintegration von Frauen, welche in ehemals sozialistisch geprägten Ländern schon deutlich länger etabliert war, hat zudem die Umverteilung der zuvor von ihnen – oft unentgeltlich – geleisteten Sorgearbeit notwendig gemacht. Wo die geschlechtliche Arbeitsteilung erodiert, hat Arbeit als Ressource von Geschlechterdifferenz an Relevanz verloren und sind vergeschlechtlichte Deutungsweisen von Tätigkeitsprofilen und Kompetenzen fragwürdig geworden. Doch den gesellschaftlichen Entwicklungen zum Trotz wird Sorgearbeit noch immer meist mit Weiblichkeit assoziiert, während das Verhältnis von Männlichkeit und Sorge eine eigentümliche Spannung erzeugt.

Entsprechend intensiv wird in der kritischen Jungen*¹-, Männer*- und Männlichkeitenforschung das Spannungsverhältnis von Männlichkeit und Sorge untersucht. Dabei lässt sich zeigen, dass die Passung von Sorgepraktiken, Sorgebedürfnissen und Geschlecht sowohl historisch als auch situativ, sowohl (sozial)räumlich als auch biografisch immer wieder neu ausgehandelt wird und sich gegen biologistische Essentialisierungen, dauerhafte gesellschaftliche Normierungen oder theoretische Verengung sperrt. Zu einer Kernfrage gehört dabei, ob Sorgepraktiken von Jungen und Männern dazu beitragen, stereotype Geschlechterkonstruktionen zu transformieren, Geschlechterungleichheiten abzubauen und männliche Dominanzansprüche zu unterlaufen. Denn obgleich die Übernahme von Sorgeverantwortung durch Jungen und Männer auf den ersten Blick tradierten Geschlechtsrollen zuwiderlaufen mag, können sich auch in atypischen Sorgebeziehungen Machtungleichheiten, heteronormative Strukturen und patriarchale Geschlechterhierarchien stabilisieren.

1 Mit Jungen* und Männern* meinen wir männlich positionierte oder sich als männlich positionierende Personen. Dabei gehen wir davon aus, dass Männlichkeiten unterschiedlich erlebt und gelebt werden können und nicht an körperliche, sexuelle oder biologische Geschlechtsmerkmale geknüpft sind. Das Gendersternchen markiert dabei die Offenheit und Wandelbarkeit dieser Kategorien.

Die Beiträge des Heftschwerpunkts nehmen subjektive Konstruktionen von Geschlecht und geschlechtlich legitimierte Denk-, Gefühls- und Handlungsweisen in den Blick. Sie veranschaulichen, wie sich Jungen und Männer in einem dichten Netz von Geschlechternormen als Subjekte positionieren und dabei Männlichkeit performativ herstellen. In ihren Texten entwickeln die Autor_innen ein Verständnis von Sorge, welches nicht nur auf personenbezogene, weiblich konnotierte Tätigkeiten fokussiert. Stattdessen untersuchen sie, wie Jungen und Männer in ihr soziales Umfeld hineinwirken und welche Bedürfnisse und Idealvorstellungen sich ihnen in ihrem Bemühen um gelingende soziale Beziehungen und das ‚gute Leben‘ erschließen. Wenngleich die Beiträge ein breites Spektrum von Sorgepraktiken und -bedürfnissen abbilden, haben sich in der kritischen Jungen*-, Männer* und Männlichkeitenforschung im deutschsprachigen Raum intersektionale und postkoloniale Perspektiven bisher noch wenig etabliert. Zudem fällt auf, dass Fragen der Selbstsorge und der Sorge um die natürliche Umwelt, von einigen Ausnahmen abgesehen, weitgehend unangetastet bleiben.

Aaron Korn und *Sylka Scholz* haben in teil-narrativen Interviews adoleszente Jungen zu ihren alltäglichen Care-Beziehungen befragt. Dabei arbeiten sie mithilfe einer tiefenhermeneutischen Analyse fallspezifische Sorgebeziehungen heraus und untersuchen den Zusammenhang zwischen Fürsorge, Männlichkeit und Erwachsenenheit. Sie stellen fest, dass fürsorgliche Tätigkeiten bzw. eine fürsorgliche Haltung von den Akteuren zur Ressource in der Konstruktion erwachsener Männlichkeit gemacht wird, während eigene Fürsorgebedürfnisse verdrängt werden. Hierbei werden sowohl tradierte geschlechtliche Rollenzuweisungen abgelehnt als auch Fürsorgetätigkeiten mit männlichen Autonomie- und Unabhängigkeitsbestrebungen in Einklang gebracht.

Die Zunahme männlicher Fachkräfte in weiblich dominierten Sorgeberufen ist der Ausgangspunkt einer ethnografischen Studie von *Barbara Scholand* und *Marc Thielen*, in der sie männliche Auszubildende der Sozialpädagogischen Assistenz danach befragt haben, wie diese eine Passung zwischen den beruflichen Anforderungen und ihren individuellen beruflichen Motiven herstellen. In ihrem Beitrag argumentieren die Autor_innen, dass stereotype Geschlechterrollen und die weibliche Konnotation bestimmter Kompetenzen von den Interviewten meist bestätigt werden. Wenngleich die Autor_innen veranschaulichen, dass das Erlernen von Geschlecht als ein lebenslanger Prozess verstanden werden muss, diskutiert der Beitrag am Beispiel der Sorgeberufe, dass eine Zunahme von Männern nicht zwangsläufig zu einem Undoing Gender führt.

Der Beitrag von *Tillmann Schorstein* untersucht am Beispiel des Phänomens ‚Aftercare‘ das Verhältnis von Fürsorge und Männlichkeit im Kontext von BDSM-Praktiken. Anhand von Interviews wird rekonstruiert, *ob* und, wenn ja, *wie* BDSM-Praktizierende in der Nachsorge Dominanz- und Abhängigkeitsverhältnisse reflektieren und Einvernehmen zwischen den Teilnehmer_innen der ‚Session‘ sichergestellt werden soll. Schorstein argumentiert, dass Fürsorge ein zentraler Baustein innerhalb einer Reihe von körperlich-affektiven und verbal-kommunikativen Praktiken im BDSM ist. Zugleich zeigen sich Ambivalenzen im Hinblick auf männliche Autonomie- und Dominanzansprüche und setzen sich auch in diesen Fürsorgepraxen heteronormative Rollenverständnisse und Geschlechterhierarchien teilweise fort.

In einer Interviewstudie hat *Andrea Zimmermann* vergeschlechtlichte Macht-, Konkurrenz- und Sorgebeziehungen im Feld der Schweizer Spitzenforschung untersucht.

Befragt wurden Forschende aus den Bereichen Chemie, Biologie und Medizin, wobei der Beitrag vor allem auf das subjektive Verständnis von wissenschaftlichem Erfolg fokussiert. Zimmermann arbeitet heraus, dass das Selbstverständnis der interviewten Wissenschaftler vordergründig mit heteropatriarchalen Normen bürgerlicher Männlichkeit einhergeht. Deutlich werden aber auch leidvolle Erfahrungen in wissenschaftlichen Karrieren, welche auf Bedürfnisse und Sehnsüchte verweisen, die sich nicht bruchlos mit Idealen hegemonialer Männlichkeit verbinden lassen.

Wie Männer im Alter ihr Angewiesen-Sein auf Pflege einordnen, welche Perspektiven auf Sorgearbeit sie als Gepflegte entwickeln und wie sich ihre Erfahrungen auf die Konstruktion und Präsentation von Männlichkeit auswirken, wird im Beitrag von *Rafaela Werny* untersucht. Anhand von biografischen Interviews mit pflegebedürftigen, hochaltrigen Männern in Pflegeheimen richtet sie ihren Blick auf Männlichkeitskonstruktionen, die zwischen Marginalisierung und Privilegierung changieren. So werden von den Interviewten etwa rassistische und heteronormative Einstellungen gegen die drohende Deprivilegierung in Stellung gebracht. Werny stellt fest, dass die Übernahme von Sorgearbeiten durch die interviewten Männer als eine Strategie der Resouveränisierung innerhalb der Pflegesituation zu deuten ist.

Offener Teil

Der Offene Teil dieser Ausgabe wird durch den Beitrag „Über die Radikalität des Fragens“ von *Barbara Holland-Cunz* eingeleitet, in dem die Autorin Überlegungen darüber anstellt, wie in Zeiten einer Pandemie über unsere anthropologischen Grundlagen neu nachgedacht werden muss. Im Zentrum stehen dabei Martha C. Nussbaums 1986 erschienenes Buch *The Fragility of Goodness* und *Wuhan Diary. Tagebuch aus einer gesperrten Stadt* der chinesischen Schriftstellerin Fang Fang, die Holland-Cunz zum Ausgangspunkt nimmt, um den geschichtlichen Einschnitt „Corona-Krise“ zu verstehen.

Unter dem Titel „Powerflowers“ wirft *Smillo Ebeling* einen Blick zurück auf die Anfänge der autonomen Arbeitskreise, in denen sich Nachwuchswissenschaftlerinnen der Natur- und Technikwissenschaften in den 1980er- und 1990er-Jahren vernetzten. Indem sie im Kontext der Frauenbewegung kollektive Arbeitsformen entwickelten, wollten sich die Frauen einerseits gegenseitig unterstützen und andererseits ihre Fächer aus einer feministischen Perspektive reflektieren und verändern. In Ebelings Aufsatz wird an diese Arbeitskreise erinnert und gleichzeitig deren Entwicklung bis heute nachgezeichnet.

Die Grundlage des Beitrags von *Ingrid Jungwirth* und *Marziyeh Bakhshizadeh* über die Teilhabe von Frauen mit Behinderung oder chronischer Erkrankung an Arbeit bildet eine Pilotstudie mit qualitativen Expert_inneninterviews in Beratungsstellen in einer ländlichen Region. Die Autorinnen können dabei zeigen, dass unter anderem fehlende Ressourcen und kumulative Benachteiligungen aufgrund von Geschlecht und Behinderung bei Frauen mit Behinderung zu Berufsunterbrechungen führen, und legen darüber hinaus weiteren Forschungsbedarf offen.

Im Mittelpunkt des Aufsatzes von *Kathrin Pappmeyer* und *Nicole Böhmer* steht die Frage, inwiefern sich Vereinbarkeitsangebote ohne Nachteile für das berufliche Fort-

kommen nutzen lassen. Den Hintergrund der Überlegungen bildet der Umstand, dass es trotz einer wachsenden Bedeutung von Talent Management in Unternehmen aktuell nicht gelingt, der Talentknappheit zu begegnen. Diese Situation wird durch die Corona-Pandemie noch weiter verschärft, weil sich unter anderem anteilig mehr Frauen als Männer zur Erfüllung von Sorgeaufgaben vom Arbeitsmarkt zurückziehen.

Die Ausgabe wird durch Besprechungen von vier aktuellen Publikationen aus dem Kontext der Frauen- und Geschlechterforschung abgerundet.

Die Zeitschrift GENDER bedankt sich bei allen Gutachter_innen, die diese Ausgabe durch ihre Expertise und Rückmeldungen unterstützt haben.